Düsseldorfer Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 14. Sonntag, 7. April. Jahrgang 1895.

Zum Palmsonntag.

Hosanna! ruft im Jubelton
Jerusalem dem Davidssohn,
Ihm jauchzt das Volk entgegen,
Begrüßet laut als König Ihn,
Streut Palmen, breitet Kleider hin
Und fleht um seinen Segen.

O Tochter Sion, Seele mein!
Begrüß' auch du den König dein,
Der steht vor deinen Thoren!
Froh öffne ihm die Pforte weit,
Der in der heil'gen Osterzeit
Zur Wohnung dich erkoren!

Streu' Palmen, jauchz' Ihm jubelnd zu!
Vom Judenvolke wirst doch du
Dich nicht beschämen lassen!
Doch halt' Ihm Treue, daß nicht bald
In dir das „Kreuz'ge Ihn" erschallt,
Und Sonn' und Mond erblassen!

Es ist nicht richtig.

Historische Erzählung von Sophie Verena.

I. (Nachdruck verboten.)

Ein schöner, lieblicher Morgen ging im Mai 1730 über der Stadt Potsdam auf. Die Sonne stieg klar und voll empor an dem blauen Himmelszelte und vergoldete die Spitzen und Kreuze der Türme und Kuppeln der Kirchen, daß die Augen sich schier geblendet von dem Glanze fortwenden mußten. Still war es noch in den auch sonst nicht belebten Straßen Potsdams, sehr still und einsam in dieser frühen Morgenstunde.

Nur hier und da öffnete sich schon eine Hausthür, und eine Magd, welcher der Schlaf noch aus den halbumflorten Augen guckte, schlich ziemlich träge zum Brunnen, oder in einer Werkstatt fingen vereinzelt die Burschen und Gesellen an, sich zur Arbeit zu rüsten.

Solches geschah mit ziemlichem Geräusch in einer der kleinen nach dem neuen Markte mündenden Gassen, in der die große und stattliche Werkstatt des Kurschmieds Siebert lag. Der rührige Meister war schon unten gewesen, den Leuten seine Befehle zu erteilen und für den Tag seiner Abwesenheit dem ersten Gesellen die Vollmacht zu geben, als Oberhaupt an seiner Statt zu stehen; denn die damaligen Kurschmiede waren zugleich Tierärzte, und da Meister Siebert als geschickter Mann viel begehrt ward auf den umliegenden Dörfern, mußte er öfter sein Geschäft daheim verlassen. Das Feuer flammte schon lustig empor in der Schmiede, der Hammer wurde geschwungen, jeder stand auf seinem Platz, den der Herr ihm angewiesen, und die kräftigen Gestalten der Gehilfen, von der roten Glut der Flamme beleuchtet, boten ein fesselndes Bild geschäftigen Lebens.

In der Wohnstube des Meisters Siebert waltete und schaffte die emsige Hausfrau, dem Ehegatten Morgentrank und Imbiß zu reichen und ihm behilflich zu sein bei den Zurüstungen zu seiner kleinen Reise, deren er wohl wöchentlich mindestens eine unternahm.

Durch das geöffnete Fenster schaute der blaue, goldige Maimorgen so lachend herein, und aus einem nahe gelegenen Garten hörte man die Vögel ihr Frühlied jubiliren, blühende

Der Eingang zum Hafen von Newyork.

Blumen, welche von einem Gitter umschlossen, außen auf dem Fensterbrett standen, entsandten ihre würzigen Düfte. Es war so recht ein Morgen, an dem das Herz weit und froh wird von all' der Schönheit außen, aber an der Frau Meisterin, die doch sonst ein Auge hatte für die Herrlichkeit der lieben Gotteswelt, schien heute all' das Schöne unbemerkt vorüberzugehen, ihre Seele schien von schwerer Sorge gebeugt, denn ab und zu entstieg der beklemmten Brust ein leiser Seufzer. Anfangs achtete der Hausherr nicht darauf, aber endlich mußte das stille, bedrückte Wesen seiner Ehefrau ihm auffallen, und er wandte sich mit der Frage zu ihr:

„Na, liebe Alte, was ist Dir denn, Du siehst ja so trübe aus wie sieben Meilen schlechter Weg, und stößest Seufzer aus, die eine Windmühle in Bewegung setzen könnten. Was hast Du nur?"

„Mir ist nichts," erwiderte die Frau ausweichend, doch sie vermochte den Blick ihres Mannes nicht zu ertragen bei der Ausrede.

„Nichts? Höre Sie, Frau Meisterin, Sie ist nicht geschaffen für die Lüge, Ihr Angesicht zeigt es deutlich, wenn Sie Flausen macht. Darum heraus mit der Sprache!"

Als die Frau nicht trotzig, doch scheu noch zögerte, trat der Meister näher zu ihr heran, und indem er seinen Arm um sie legte, und mit der andern Hand ihr gesenktes Haupt emporhob, daß ihre Augen den seinen nicht ausweichen konnten, sagte er mit einer Innigkeit, die bei seinem etwas kurzen, kraftvollen Wesen doppelt wohlthuend auffiel:

„Hast Du Geheimnisse vor mir, willst Du mir nicht vertrauen, was Dich drückt?"

Die Frau vermochte Ton und Blick nicht zu widerstehen, sie sagte leise:

„Ich ängstige mich um Dich, mir ist so bang im Herzen, als müßte Dir etwas schlimmes geschehen; ich möchte Dich bitten — reise heute nicht über Land!"

„Unsinn! Was soll mir passiren? Unglück ist wohlfeil, das ist gewiß, das lauert auf uns an jeder Straßenecke, aber der Herr da oben, der kann das Unheil abwenden, und er hat doch stets die erste Stimme bei allem. Was mir heute mehr als sonst geschehen soll, welchen schwarzen Gedanken Du Raum gibst, weiß ich nicht."

„Mir ahnt nichts gutes — bleibe hier, Vater!"

„Unmöglich! Ich muß fort. Der reiche Bauer Wernicke würde es mir nimmer verzeihen, käme ich nicht, nach seinem kranken Lieblingspferde zu sehen, er entzöge mir gewiß seine Kundschaft, und sein Geld ist nicht zu verachten. Dann habe ich auch noch im Städtchen Brück zu thun."

„Das ist's gerade, davor bangt mir; die Geschäfte, welche Dich dahin ziehen, die werden Dich noch um den Hals bringen, und uns in Elend und Schande stürzen. Es ist ein himmelschreiendes Unrecht von dem hohen Herrn, daß er Dich zu so Gefährlichem erkoren, und nicht einen seiner Junker oder Freunde dazu erwählt hat; wenn die ertappt würden, denen ging's gewiß noch lange nicht an's Leben, da würden sich schon Auswege finden, doch einen simplen Bürgersmann lassen sie gewiß in der Schlinge sitzen. Der Kronp—"

„Schweig — nenne keine Namen!" fuhr der Mann heraus und sprang zum Fenster, dieses zu schließen. Dann noch immer mit seinem Erstaunen ringend, welches die Rede seines Weibes wachgerufen, fuhr er fort:

„Sage, was schwatzest Du da, was weißt Du von Dingen, die Dir doch niemand vertraut hat, die Du unmöglich gehört haben kannst — ich müßte denn im Schlafe gesprochen haben."

„Wir Frauen brauchen auch nicht immer zu hören, wir haben schon genug am Sehen und an unseren Ahnungen. Ich weiß recht gut, daß Du Briefe beförderst."

„Still!" donnerte der Eheherr, und die Zornesader auf seiner Stirn schwoll gewaltig an, daß die Hausfrau erschreckt zurückfuhr. „Du weißt nichts — gar nichts — hörst Du! und ahnst auch nichts — verstanden?"

Die Frau neigte demütig ihr Haupt, aber eine klare Thräne schlich aus ihrem Auge, langsam über die Wange rollend. Solche stille Zähre hat oft große Gewalt über den Mann, während lautes Weinen ihn meist noch mehr reizt. Auch zu Meister Sieberts Herzen sprach die stille Thräne eine beredte Sprache, er fühlte, er sei unerlaubt heftig gewesen. Indem er sich seinem Weibe näherte, sagte er freundlich:

„Nun, laß es gut sein, mein Schatz, quäle Dich nicht, heute gegen Abend, wenn nicht früher, siehst Du mich gesund und heil wieder. Und höre, meine gute Alte, wie wär' es, wenn Du mich mit einem Gericht Fische erwartetest; am liebsten Blei, es ist ja jetzt die beste Zeit dafür, da der Apfelbaum blüht. Und so wie Du versteht ja keine Frau in Potsdam, ich glaube kaum, eine in der ganzen Welt, Fische zu kochen. Bist überhaupt ein Prachtweib, ich segne die Stunde, da ich Dich in mein Haus führte."

Hocherglühend unter diesen Lobsprüchen, deren Wert durch die Seltenheit der Spende noch erhöht wurde, schmiegte die Frau sich schüchtern und doch liebinnig an die Brust des starken Mannes und entgegnete herzlich:

„Glaub' doch nicht, daß ich mich in Deine Geheimnisse drängen will, ich weiß wohl, es ziemt dem Manne, manches allein zu wissen und zu tragen, nur weil ich Dich so innig lieb habe, bangt mir, es könnte Dir ein Leids geschehen, Du könntest in Deiner Herzensgüte, in Deinem Eifer, anderen zu dienen, auf einen Weg geraten sein, der Dich und uns in's Unglück stürzte."

Der Meister schwieg, in tiefes Sinnen versunken.

In diesem Augenblicke hub das Glockenspiel der nahen Garnisonkirche das Lied an, mit dem es den Verlauf der halben Stunden begleitete:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Seltsam ergreifend und feierlich klang gerade in diesem Moment dies Lied in die beiden Herzen hinein.

„Hörst Du's?" flüsterte die Frau leise: „Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab."

Der Mann richtete sich stolz empor, daß seine hohe Gestalt fast ehrfurchtgebietend war und entgegnete würdevoll:

„Die Ansichten von Recht und Unrecht sind verschieden in der Menschen Augen, zuweilen können zwei, jeder von seinem Standpunkte aus in einer Sache Recht haben. Aber der Herr Gott da oben sieht klarer und unparteilich, und vor ihm glaube ich dennoch bestehen zu können, wenn ich dem Schwächeren und Unterdrückten diene gegen tyrannische, noch mehr als das, gegen ungerechte Obergewalt, wenn ich helfe durch Mut und Schlauheit, die Schliche und Ränke, das ganze Spionirsystem zu nichte zu machen, das wie ein Netz um einen gewoben wird, der lieber seine grade Straße ginge und nur durch Härte und Grausamkeit auf Seitenwege getrieben ward. Mich leitet keine gewinnsüchtige Absicht, aus Teilnahme und Liebe sind meine Dienste dargebracht, und so denke ich auch, es wird gelingen, ich werde, was ich unternommen, zu einem guten Ende führen. Vielleicht ist es auch das letztemal, daß mich noch Nebenzwecke außer meinem Amt an die sächsische Grenze führen. Darum munter, liebes Weib, das Kopfhängen steht gar nicht zu Deinem frischen, rührigen Wesen! Hab' auch ein wachsames Auge auf die Werkstatt unten, besonders nimm den Anton auf's Korn, der faule Bursche thut auch mehr in zwei Tagen als in einem. Nun lebe wohl, grüße meinen Liebling, die Sophie Louise! Das ist eine kleine, grundgescheite Dirne, und hübsch wird sie auch; nun man hat ja nicht umsonst eine solche Frau Mutter," fügte der Mann lächelnd hinzu.

„Der Vater braucht sich auch nicht in die Ecke zu stellen," rief die Meisterin ihm lachend nach, denn ihres Mannes ruhiges, zuversichtliches Wesen und besonders die frohe Aussicht, es sei vielleicht das letztemal, daß er in solchen „Geschäften" das Haus verlasse, hatten ihre beschwichtigende Wirkung auf das Gemüt der Frau nicht verfehlt; es war dem Gatten gelungen, die bangen Befürchtungen, die auch so gar nicht zu ihrer Natur paßten, aus dem Felde zu schlagen.

„Ja, ja, der Vater kann sich sehen lassen," wiederholte sie nochmals, als sie auf die Straße schaute, auf die ihr Eheherr soeben aus dem Thorweg herausritt.

Es war ein schmucker, ansehnlicher Mann, der Kurschmied Siebert, der sich auf seinem kräftigen Pferde gar stattlich ausnahm und fest und sicher im Sattel saß. Der dunkelblaue Roquelaure, als Schutz für einen möglichen Gewitterregen, stand der kräftigen Gestalt sehr gut, und auf dem wohlgepuderten Haupte mit dem langen Zopfe, saß der dreieckige Hut gar keck und kleidsam. Und bei aller Gradheit und Derbheit hatte der bürgerliche Schmiedemeister etwas ritterliches, zu-

weilen sogar ein gewisses Etwas in seinem Wesen, das auf ein näheres Zusammensein mit Hofleuten schließen ließ. Wie er jetzt noch einmal seinen Hut zu seiner Frau emporlüftete, das war eine Art des Grußes, die kein Kavalier hätte besser machen können.

„Vater! Grüß Gott!“ rief plötzlich eine helle, feine Kinderstimme, und neben der Gestalt der Mutter erschien ein hübscher Blondkopf, mit klugen, lieben Augen, ein lachendes Kinderantlitz, dem der Schlaf die Bäckchen noch ganz dunkelrot gefärbt hatte. Es war Sophie Louise, des Meisters neunjähriges Töchterchen, von dem er vorhin gesprochen. Durch das Pferdegetrappel war das Kind aus dem Schlafe erwacht, und von dem Wunsche beseelt, dem lieben Vater noch einen Gruß zuzurufen, rasch aus dem Bett im Nachtröckchen an's Fenster gesprungen.

„Glück auf den Weg, Herzensvater, und bring' mir etwas hübsches mit!“ rief das kleine Mädchen fröhlich, und des Meisters Augen blickten freundlich auf seinen Liebling. Dann aber durch das Schlagen der Turmuhr, welche die fünfte Stunde verkündete, zur Eile gemahnt, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt schnell davon.

II.

Während der Meister Siebert durch den schönen, blütenduftigen Morgen dahinritt, schien seine Seele nicht viel Raum für die Herrlichkeit der im Frühlingsschmuck prangenden Erde zu haben; vielmehr mußten düstere Gedanken darin hausen, denn die Stirn des Mannes war wolkenschwer, und die fröhlichen Weisen, welche er sonst meist beim Reiten pfiff oder summte, wollten heute nicht über die Lippen. Das Gespräch mit seiner Frau hallte in ihm nach; zum erstenmale schien das Gefahrvolle seines Beginnens so recht im vollen Lichte vor ihm dazustehen. Was sein Los sein würde, wenn man entdeckte, daß er es war, der die geheime Korrespondenz des Kronprinzen Friedrich mit England vermittelte, darüber war wohl nach der heftigen, despotischen Gemütsart des regierenden Königs — Friedrich Wilhelm des Ersten, der gerade dem Heiratsprojekt mit der englischen Prinzessin Amalie so abhold war — kein Zweifel. Ein kurzer Prozeß und dann der Strick. — Meister Siebert schauderte; doch diese Regung des Grauens ging in der Seele des starken, mutigen Mannes schnell vorüber. Er zagte weniger um sich, als um die Seinen. Sophie Louise, sein kleines, geliebtes Töchterchen — eine Waise, dieser Gedanke drang mit schneidender Schärfe in sein Herz. Und bei diesem Denken an sein Kind kam dem Vater auch zum erstenmal die Frage, ob er Recht daran thue, daß er zwischen jenen königlichen Vater und Sohn sich stelle — oder wenn diese Auffassung zu schroff war, daß er dem Sohne diene gegen den Willen des Vaters. Aber der Kronprinz war der Unterdrückte, und es liegt in jeder großmütigen, warmherzigen Natur ein Hinneigen zu dem Schwächeren, ein Parteinehmen für ihn, oft selbst gegen die bessere Ueberzeugung. Dies letztere war hier nicht der Fall, Meister Siebert glaubte nichts unrechtes zu thun, indem er dem Kronprinzen diente gegen die Uebermacht.

Das Verhältnis des Königs zu seinem ältesten Sohne war genugsam bekannt im Publikum, die furchtbare Härte, mit welcher der Prinz behandelt wurde, die Grausamkeit, mit der man allen seinen liebsten Neigungen entgegentrat, dies alles hatte hier und dort die lebhafteste Teilnahme für den Prinzen erweckt, wenngleich nur wenige den Mut besaßen, sich öffentlich zu seinen Freunden zu bekennen, an ein Aussprechen seiner Meinung oder gar an eine mißbilligende Aeußerung durfte nicht von ferne gedacht werden. Meister Siebert gehörte zu den wenigen Getreuen, welche es mit dem Prinzen hielten. Ohne gewinnsüchtige Absichten, wohl wissend, was er that, hatte er es übernommen, bei seinen Dienstreisen in die Umgegend von Potsdam die Briefe des Prinzen mit nach dem sächsischen Städtchen Brück oder einem der anderen Grenzdörfer zu nehmen, welche in den kleinen, Sachsen zugehörenden Enclaven lagen, und dafür die Antworten aus England, die auf ähnliche Weise über die Grenze geschmuggelt wurden, zu empfangen und sicher in des Kronprinzen Hände zu befördern.

Bis jetzt war alles gut von statten gegangen, und noch nicht der Schatten eines Verdachtes war auf den biederen Schmiedemeister gefallen, wenigstens glaubte dieser, es sei so. Daß der stets mißtrauische, immer lauernde, österreichische Gesandte, Graf Seckendorf, seinen Späherblick auch schon auf ihn geworfen, daß ein schweres Unheil sich über seinem Haupte zu entladen bereit war, davon hatte der Kurschmied keine Ahnung.

Es schien ihm auf einmal selbst ganz unmännlich und kläglich, daß er so düsteren Betrachtungen nachgehangen; er schüttelte seine kräftige Gestalt, als könne er damit das ihn Bedrückende von sich werfen, und begann plötzlich ein munteres Lied zu pfeifen. Sein treues Pferd, das schon lange auf die Klänge gewartet, spitzte fröhlich die Ohren und trabte schneller dahin, und allgemach schwanden auch dem Reiter die trüben Gedanken, die fröhlichen Weisen, erst so widerwillig begonnen, gingen nun frisch und lustig wie sonst über die Lippen, und Auge und Herz öffneten sich für die mit dem Lenzgewande geschmückte Natur.

III.

Gegen neun Uhr wirbelten die Trommeln, und die stillen Straßen Potsdams wurden laut und belebt durch das Heranmarschiren des Militärs, das sich zu einer Parade nach dem Lustgarten begab. Zuerst kam des Königs Leibregiment — sein Steckenpferd, sein Augapfel — weit und breit hochgerühmt wegen seiner schönen, großen Soldaten. Voran schritten die Hautboisten, einen Parademarsch blasend, dann folgten Trommler und Pfeifer; die Ankunft der letzteren erregte stets große Bewegung unter der versammelten Menge, und besonders die liebe Straßenjugend begrüßte die schwarzen Pfeifer mit einem lauten Hurrah. Es waren Neger, schön in ihrer Art, und sehr prächtig gekleidet, mit bunten Turbanen, welche wallende Reiherbüsche schmückten, und langen Ohrgehängen von massivem, sehr blankem Silber.

Als das Militär im Lustgarten versammelt war, erschien Friedrich Wilhelm der Erste, gefolgt von den Prinzen des königlichen Hauses und seinen Generälen, die Parade abzunehmen. Sein erst etwas düsteres Gesicht, auf dem man kaum mehr die Spur der einstigen, hervorragenden Schönheit entdecken konnte, erheiterte sich bei dem Anblick seines herrlichen Leibregimentes, das auch wirklich einen schönen Eindruck machte; es trat sogar ein Lächeln auf das Antlitz des Monarchen, als ihm einer der neuangeworbenen Soldaten gezeigt wurde, der von einer fast unnatürlichen Höhe der Gestalt war, alle überragend, doch unschön in den Formen und den langen, schlotternden Gliedern.

„Das ist ja ein wahrer Prachtkerl, der muß nur ordentlich gefüttert werden, soll täglich doppelte Rationen erhalten. Den lob' ich mir, das ist eine Figur, die Bewunderung verdient, so große Soldaten hat gewiß kein Fürst aufzuweisen. Solche Größe lasse ich gelten, da hat man doch etwas vor Augen, etwas handgreifliches, ein solcher Bursche wiegt mir ein Paar Dutzend der großen Gelehrten auf, ja, er ist mir mehr wert, als der ganze Kram der Professoren.“

Vergnügt rieb der König sich die Hände, immer noch auf den riesigen Flügelmann blickend, dann schaute er im Kreise umher und begegnete natürlich demselben Ausdruck, der sein Antlitz belebte, auf den Gesichtern aller Anwesenden, bei einigen war das Wohlgefallen sogar bis zum devoten Entzücken gesteigert. Nur der Kronprinz stand mit einer gleichgiltigen, fast verächtlichen Miene dabei, welche deutlich sagte, daß er Menschengröße nicht nach dem Zollstock messe.

Der König bemerkte diesen Gesichtsausdruck, und es fehlte nicht viel, so wäre wieder einer jener Stürme losgebrochen, die jetzt so oft das nie sehr gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn vollends erschütterten. Zum Glück, daß der Prinz heute all' seinen militärischen Obliegenheiten gut und ohne Mißgriff nachkam, er würde gerade an diesem Tage einen sehr harten Richter an seinem Herrn und König gefunden haben. Doch wie dieser sich auch bemühte, den Sohn irgend eines Fehlers zu zeihen, es gelang ihm nicht, es ging alles gut und präzise von statten.

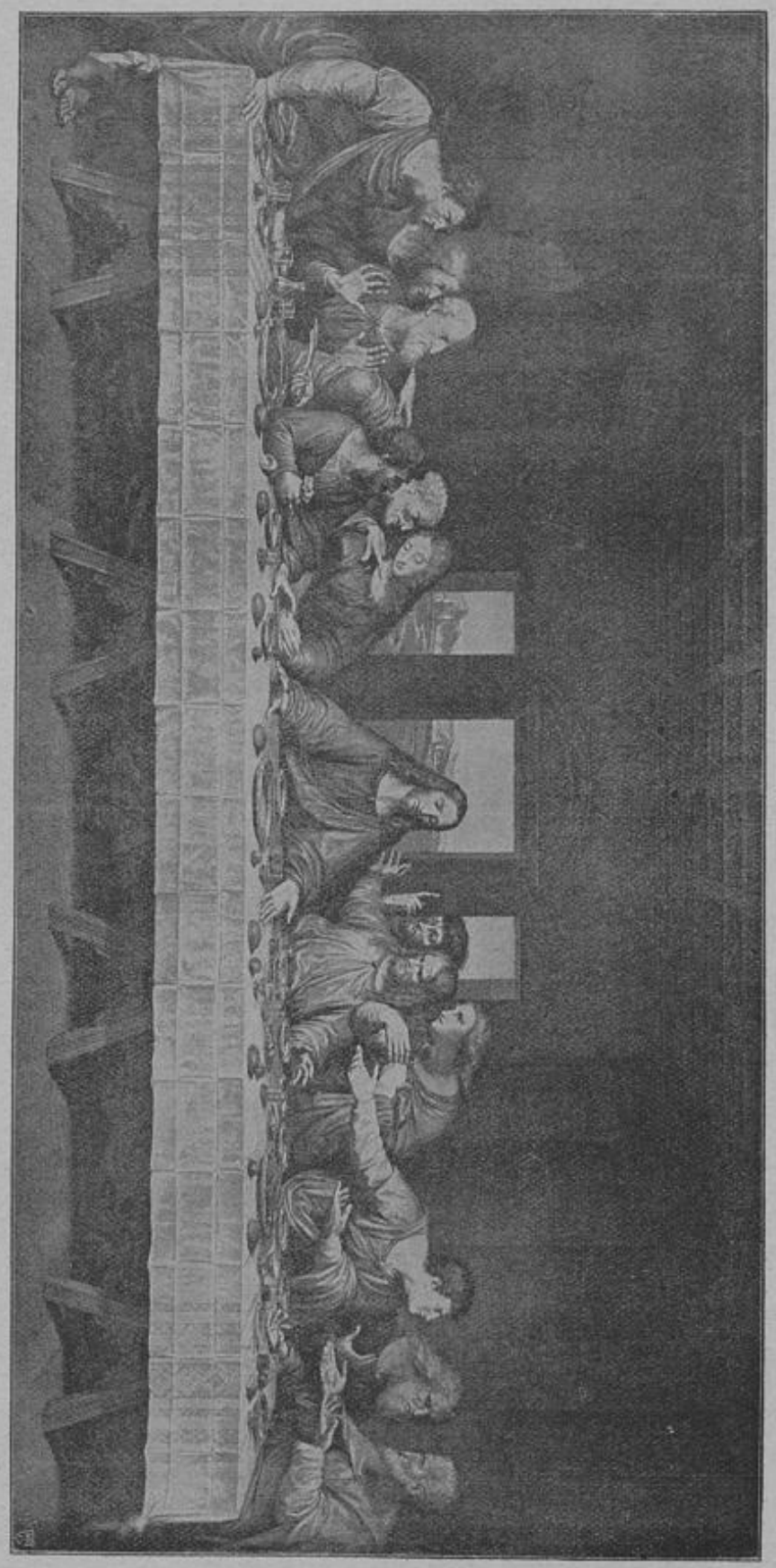
Nachdem die Parade vorüber war, zog Friedrich Wilhelm sich in sein Zimmer zurück, aus dem bald ein furchtbares Lärmen und Toben ertönte. An diese Ausbrüche seiner maßlosen Heftigkeit gewöhnt, floh alles, was nicht zu bleiben gezwungen war, in solchen Augenblicken aus seiner Nähe. Der König, vor dem ein Vertrauter des österreichischen Gesandten, des Grafen Seckendorf, stand, der ihm eine wichtige,

geheime Meldung gemacht, fuhr wie ein Besessener im Zimmer umher, Schemel und Tische, die in seinem Wege standen, mit Gekrach gegen die Wand schleudernd, während ein „Himmelkreuzelement Donnerwetter!“ nach dem anderen seinen bleichen, zornbebenden Lippen entfuhr.

„Das wagt der Lümmel, der Milchbart, der Federfuchser!“ rief er empört. „Hinter dem Rücken seines Vaters wagt er, geheimen Briefwechsel zu pflegen. Augenblicklich soll er her und beichten, ich werde ihm schon das Geständnis entreißen.“

„Majestät, ich erlaube mir, in Gnaden zu bemerken, es wäre unvorsichtig, wenn der Kronprinz —“

„Maul gehalten, raisonnir Er nicht!“ donnerte der erregte Monarch und fuhr immer noch im höchsten Zorne fort: „Und der Junge findet Kreaturen, die ihm beistehen in so strafbarem, hochverräterischem Thun. Der Kerl, der Siebert soll mit im Komplot stecken! Verdammt will ich sein, wenn ich den Halunken nicht hängen lasse, sobald er schuldig befunden wird. Solch' ehrliches Gesicht und kann auch lügen. Die Thorwachen sollen dem Burschen aufpassen, wenn er heimkommt, wehe dem Offizier, der ihn entwischen läßt.“ Schnaubend vor Grimm, lief der König durch die Stube. „Oho, ich will ein Exempel statuiren, daß sie alle erbeben sollen, und mit dem Fritz werde ich den Anfang machen. Himmelkreuzelement Sapperlot, das scheint ja eine saubere Wirtschaft hinter meinem Rücken zu sein! Holt mir den Prinzen!“



Das Abendmahl. Nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci.

„Majestät, ich wage allerunterthänigst die Bitte, nicht so zu schreien, sonst wird bald die ganze Straße wissen, was geschehen ist, und der Betreffende erhält einen Wink —“

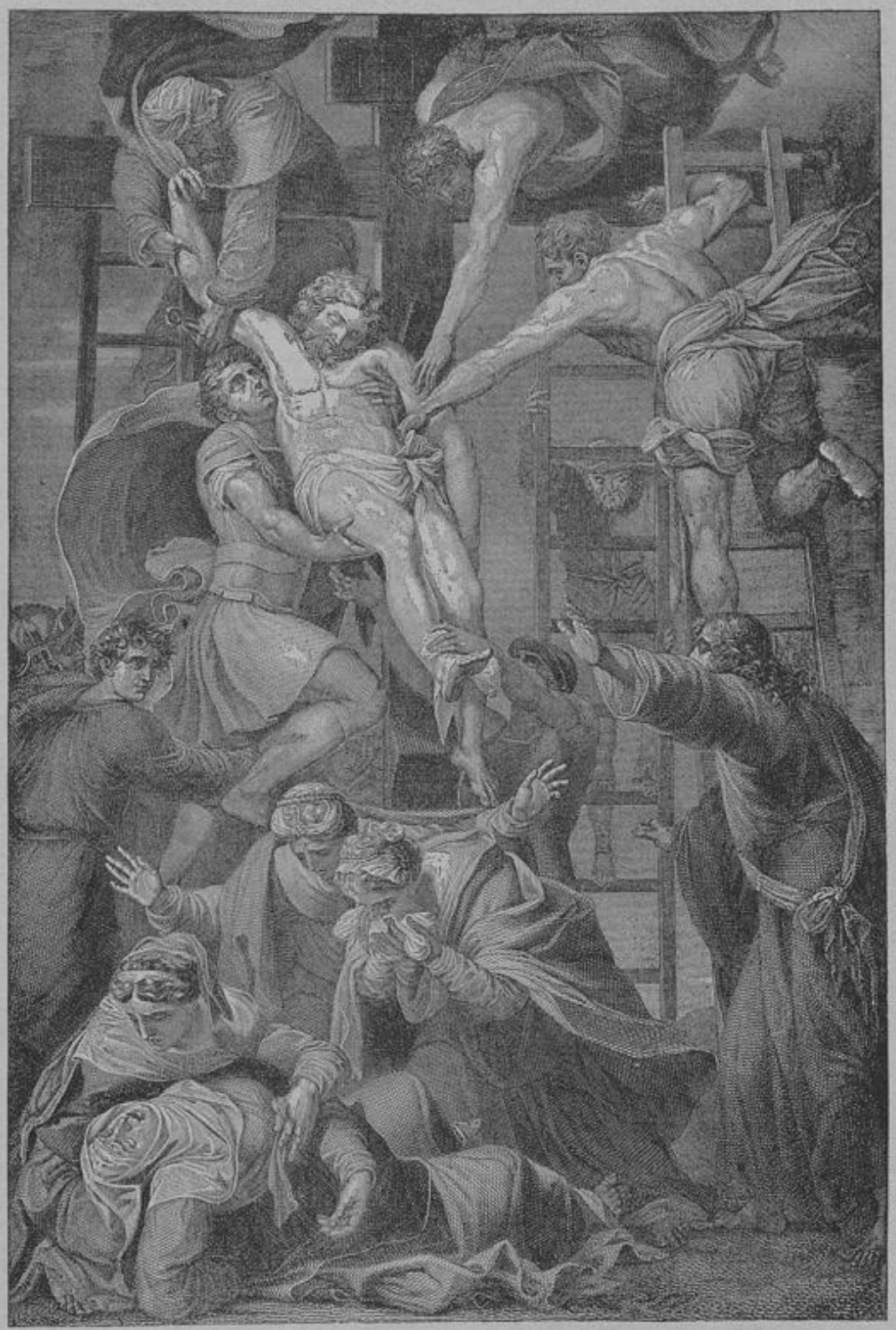
„Donnerwetter, wer hat Seine Meinung gewünscht?“ rief der König; mäßigte aber gleich schon etwas seine Stimme, wie denn überhaupt nach und nach die Ueberlegung die Oberhand gewann, und die Befehle, unter anderen der, auf den Kronprinzen ein wachsames Auge zu haben, in ruhigerer Weise und leiserem Ton gegeben wurden.

Aber die Schildwache außen auf dem Gange hatte doch einiges von der stürmischen Unterredung gehört; taub hätte der Mann sein müssen, wenn es anders gewesen. Er wußte, daß sein Lieutenant dem Kronprinzen ganz ergeben war, und er brannte vor Begier, diesem die im Fluge erhaschten Worte mitzuteilen. Wie wichtig das ganze dem Prinzen werden konnte, davon hatte der gute, einfältige Bursche freilich nur eine dunkle Ahnung. Leider war er erst vor kurzer Zeit auf seinen Posten gekommen, es vergingen mindestens noch anderthalb Stunden, ehe die Ablösung eintraf.

Endlich kam die Patrouille, und zurückgekehrt in die

Wache, gelang es dem Soldaten, seinem Offizier zu vertrauen, was er zufällig gehört.

Der junge Lieutenant, ein Freund des Kronprinzen, wußte besser die Wichtigkeit dieser Mitteilung zu würdigen, aber zugleich auch war er in der höchsten Angst und Verlegenheit, wie er die Warnung an die richtige Adresse solle gelangen lassen. Diener in das Geheimnis ziehen — unmöglich. Nach seiner Ansicht waren schon zu viele in die Sache eingeweiht, was ja am besten der Verrat erwies. Sinnend ging er auf dem Schloßhofe umher, immer in der Hoffnung, der Kronprinz werde sich zeigen, wo denn ein paar kurze Worte genügt hätten. Aber Friedrich kam nicht. Ganz wohlgemut, nichts böses ahnend, saß er bei seinen Büchern und Schriften, sich an der Lieblingsbeschäftigung nach dem lästigen Exerziren am Morgen doppelt erquickend. Er war so vertieft in seine geistigen Arbeiten, daß er nicht einen Moment das Zimmer



Die Kreuzabnahme. Nach dem Gemälde von Daniele Ricciarelli (da Volterra).

verließ, zufällig niemand empfing und den Spähern auch nicht den geringsten Anlaß zum Verdachte gab.

In dieser verzweiflungsvollen Lage für den jungen Offizier, dem es nicht einmal erlaubt war, die Schloßwache zu verlassen, war endlich die Stunde herangekommen, in welcher die Königin mit den prinzlichen Töchtern ihre Spazierfahrt zu machen pflegte. Heute erschien sie nur von der ältesten Prinzessin Wilhelmine begleitet. Die Wache trat unter das Gewehr, salutirte und unter Trommelwirbel wollte die Equipage soeben durch das Portal fahren, als das Taschentuch der Prinzessin, mit dem sie ihrer jüngeren Schwester Amalie ein Lebewohl zum Fenster hinaufgewinkt, aus dem Wagen flog. Ehe der Lakai es bemerkte, war der junge Offizier hinzugesprungen. Auf einen Ruck standen die Pferde, und ehrerbietig überreichte er der Prinzessin das Tuch. Sowohl diese als auch die Königin kannten den jungen Mann nicht nur in der guten Eigenschaft eines der besten Tänzer auf den Hofbällen, auch in der ihnen viel schätzenswerteren, als einen der wenigen getreuen Freunde, die zu dem Kronprinzen standen, war er ihnen bekannt und lieb. Auch der Offizier wußte, daß die Königin bei den Mißhelligkeiten zwischen dem Vater und Sohn meist auf Seiten des letzteren war; und daß gerade sie die Doppel-Verbindung mit England von Herzen wünschte, wonach Friedrich der Zweite die Prinzessin Amalie zur späteren Königin von Preußen machen sollte, und ihre älteste Tochter Wilhelmine den englischen Thron teilen würde. Jetzt schien dem jungen Mann der günstige Augenblick gekommen, einen Wink fallen zu lassen. Es mußte in seinem Gesichtsausdruck für beide Damen etwas auffallendes liegen, denn die Königin rief ihn an ihre Seite, und während die Prinzessin dem Lakaien den Auftrag gab, ihr noch schnell ein anderes Tuch aus ihrem Zimmer zu holen, fand der Lieutenant Gelegenheit, der Königin die Warnung in betreff Sieberts zuzuflüstern.

Sophie Dorothea erbebte, sie wußte am besten, was auf dem Spiele stand, sie erbleichte unter der Schminke, und doch war sie so an Selbstbeherrschung gewöhnt, daß auch nicht eine Miene den Aufruhr ihrer Seele verriet. Noch eine gleichgiltige Frage an den jungen Offizier, dann grüßte sie huldvoll herablassend und fuhr davon; nicht um eine Minute durfte die Spazierfahrt verkürzt werden, so sehr die besorgte Mutter sich nach der Einsamkeit ihres Gemaches sehnte, zu überlegen, wie das Unheil vom Haupte des geliebten Sohnes und des getreuen Dieners abzuwenden sei.

Bei der einfachen Mittagstafel war der König in so auffallend übler Laune, daß alle Anwesenden darunter litten. Der Kronprinz allein, dem gerade sein Ingrimm galt, schien am wenigsten davon berührt zu werden und saß unter den auf ihn geschleuderten Zornesblitzen ruhig und arglos da, hin und wieder einige Worte mit seiner ältesten Schwester wechselnd. Einmal, als gerade die inhaltschwere Warnung in den wenigen Worten „Briefe — Siebert — am Thor arretirt werden" ihm durch Wilhelmine, die um das ganze wußte, zugeraunt war, rief der König mit donnernder Stimme:

„Was zum Henker habt Ihr beide dort stets zu flüstern?"

Die Prinzessin erzitterte, aber Friedrich gab einen Beweis großartiger Selbstbeherrschung, denn während auch er vor dem Schreckbild, das vor seinen Augen aufstieg, erbebte, entgegnete er unbefangen:

„Ich erzählte meiner Schwester von dem Flügelmann Hohmann, dem größten Manne Preußens, nach Ew. Majestät Ansicht dem größesten Manne der Welt, und sie wollte nicht glauben, daß neben diesem Riesen wir alle, selbst Ew. Majestät nicht ausgenommen, wie die Zwerge aussehen."

Die Antwort im höflichsten Tone gegeben, klang scherzend, dennoch fühlte der König den Stich. Es sollte die Vergeltung sein für seine verächtlichen Aeußerungen über die Gelehrten und Professoren, welche der Kronprinz in der Seele dieser von ihm so hochgeschätzten, großen Männer als Beleidigung aufgenommen. Nur mit Mühe bezwang Friedrich Wilhelm seinen Zorn über die mindestens unvorsichtige Erwiderung und begnügte sich nur zu sagen:

„Ja, das ist ein Prachtkerl, und neben ihm kommt Er mir noch winziger und erbärmlicher vor als sonst, Mosje Naseweis, der nichts weiter kann, als ein bischen Französisch parliren, auf der Flöte wimmern und miserable Briefe schreiben."

Bei dem Worte Briefe ward der König inne, daß er eigentlich schon zu viel gesagt, er fühlte auch, wie der Jähzorn in heißen Wellen emporzusteigen begann, und ein Ausbruch alles vernichten könne, und so sprang er plötzlich, von dem letzten Rest der Selbstbeherrschung geleitet, vom Tische auf, wodurch er die Tafel für aufgehoben erklärte, zum großen Schrecken der prinzlichen Kinder, die nun von den wenigen einfachen Gerichten, die es täglich auf persönliche Anordnung des sparsamen Königs gab, noch eines verloren.

Scheu und ängstlich schlich jeder nach seinem Zimmer zurück. Eine bange, düstere Stille lag über dem Schlosse, ein schwüles Schweigen wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Schwer und langsam schlich der Tag dahin, für mehr als ein Glied der königlichen Familie voll geheimer Angst und peinigender Seelenqual.

IV.

Anders stand es in dem Hause der Schmiedemeisterin Siebert. Die gute Frau hatte in dem emsigen Walten und Schaffen daheim bald die schweren Gedanken und das seltsame Bangen überwunden. Körperliche Thätigkeit ist ein sehr wirkungsvoller Sorgenbrecher, besonders wenn diese Sorgen mehr in Ahnungen und Befürchtungen ohne bestimmte Ursache bestehen. Im Hause gab es der Arbeit vollauf, und die Frau Meisterin war überall dabei, legte selbst Hand an, zum Schrecken der faulen Mägde, die es auch nie lange in der sauberen, wohlgeordneten Wirtschaft aushielten und bald besseren Dienstboten Platz machten. — Nachdem die Stuben gekehrt und gereinigt waren, auch schon die Küche für den Mittag bestellt, hatte Frau Siebert sich nach dem Fischmarkt an der langen Brücke begeben und dort — nach einem kleinen behaglichen Geschwätz mit der Frau Gevatterin Schulze, die sie zufällig traf — den größesten und frischesten Blei zu einem enorm zivilen Preise erhandelt. Daß sie den Fisch so billig erstanden, machte die brave Frau ungemein vergnügt, denn wenngleich Wohlhabenheit in dem Hause herrschte, so freut eine gute Wirtin sich stets über einen billigen Einkauf, und dies war gerade eine schwache Seite der Frau Meisterin. Das Lob, so gut wie sie kaufe keine, klang ihren Ohren süßer und lieblicher, als wenn man ihr gesagt, sie sei die hübscheste aller Frauen. — Der schöne, prächtige Blei! wie ihr Mann sich über sein Lieblingsgericht freuen würde! In diesem frohen Gedanken vergaß die gute Meisterin immer mehr ihr Bangen vom Morgen her.

Mittag war vorüber, das Abwaschen geschehen, die Stube war nach dem Essen noch einmal gekehrt und mit frischem Sande bestreut worden, und nun kam eine stille Stunde für die Hausfrau, ehe die Kinder wieder aus der Schule heimkehrten, ehe sie für die Leute das Vesperbrot besorgen mußte. In der Stunde von drei bis vier Uhr saß sie, wenn's sonst keine nötigere Arbeit im Haushalte gab, meist nähend oder strickend am Fenster hinter den Blumen und dachte dabei so allerlei; zurück in die frohe Jugendzeit zuweilen, oder an die nötigen Bedürfnisse der Gegenwart, wie sie dies und das für die Wirtschaft von dem Eheherrn erbitten wolle, um das Haus immer noch wohnlicher zu machen, auch in die Zukunft an Sophie Louisens Ausstattung dachte die sorgsame Mutter schon. Nebenbei wurden die Angelegenheiten der lieben Nächsten auch bei dieser stillen Gedankenaudienz nicht ganz vergessen, hier und dort ward eine Wirtschaft geordnet und getadelt, auch wohl auf Ratschläge zur Abhilfe der Uebelstände gesonnen, aber wie die Meisterin auch dachte und grübelte, immer kam sie zu dem Endresultate, daß sie eine sehr glückliche Frau sei und sich in ihrer Haut ganz und gar wohl fühle.

Auch heute saß sie so recht wohlzufrieden hinter ihren Blumen am offenen Fenster, als sie einen Mann daher kommen sah, der ihr nicht unbekannt schien, obgleich sie sich nicht zu erinnern vermochte, wo sie ihn je gesehen habe. Daß er nicht zu den gewöhnlichen Kunden des Meisters Siebert gehörte, war gewiß, dennoch mußte sie ihm schon einmal im Leben begegnet sein. Der Mann ging dicht unter dem Fenster entlang und ohne aufzublicken oder stille zu stehen, flüsterte er halblaut, doch gut von ihr gehört:

„Sagt dem Meister Siebert so schnell als möglich das eine: Es ist nicht richtig!"

(Schluß folgt.)

Automaten und künstliche Menschen.

Eine Studie von H. von Remagen.

(Nachdruck verboten.)

Man versteht unter Automaten im weiteren Sinne jede sich selbst bewegende mechanische Vorrichtung, die durch in ihrem Innern angebrachte Kraftmittel, wie Federn oder Gewichte in Bewegung gebracht wird; im engeren von uns zunächst in's Auge zu fassenden Sinne dagegen mechanische Kunstwerke, die sich durch einen im Innern verborgenen Mechanismus bewegen und äußerlich vielfach die Gestalt von Menschen oder Tieren erhalten. Im letzteren Falle heißen sie auch wohl „Androiden".

Die antiken Schriftsteller rühmen eine fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent (400 v. Chr.), die kriechende Schnecke des Demetrios Phalereus, den Androiden des Ptolemäon Philadelphos und noch einige andere Automaten. Im Mittelalter stammten die ersten Automaten, welche wir erwähnt finden, zumeist aus den Händen geschickter arabischer Mechaniker und dienten teils als Wasseruhren, Planetarien und dergl. mehr wissenschaftlichen Zwecken, teils als bloße Schaustücke, wie z. B. jenes kunstreiche Werk, von dem bereits in Lamprechts „Alexanderlied" aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Rede ist. Der Dichter schildert es als ein aus Gold gefertigtes hirschähnliches Tier, auf dessen Geweih Vögel saßen, während auf seinem Rücken ein Mann ritt, welcher zwei Hunde führte und ein Horn an den Mund hielt. Sobald man durch Blasebälge den im Innern dieses Werkes angebrachten Mechanismus in Thätigkeit brachte, sangen die Vögel, der Reiter stieß in sein Horn und das seltsame Tier selbst „brüllte wie ein Panther".

Der berühmte Albertus Magnus soll einen Androiden angefertigt haben, der die Thüre seines Laboratoriums öffnete und die Eintretenden begrüßte. Sein Schüler, der junge Thomas von Aquino, zertrümmerte jedoch in einem Anfalle von Furcht mit einem Stockschlag diese Figur, die Frucht dreißigjährigen Sinnens und Bauens. Auch der gelehrte englische Mönch Roger Baco und der Mathematiker Regiomontanus in Nürnberg schufen kunstvolle Automaten. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts scheint die betriebsame Pegnitzstadt der Hauptsitz dieses neuen Zweiges der Mechanik gewesen und längere Zeit hindurch geblieben zu sein. Es wurden damals sinnreiche Spielereien dieser Art in Menge geschaffen; große und kleine Figuren, die Cymbeln und Trommeln, Pauken und Lauten schlugen, Gewehre und Kanonen abschossen und tanzten oder Kegel schoben; ferner Wagen, die sich ohne Bespannung bewegten, laufende Mäuse und Käfer, kleine Reihen von Soldaten zu Fuß und zu Pferde, welche sich Gefechte lieferten, und so noch manches, was man heutzutage als Kinderspielzeug herstellt. Auch kamen zu jener Zeit die großen mechanischen Uhren in Verbindung mit Planetarien und allerlei beweglichen Figuren in die Mode, von denen sich einzelne erhalten haben.

Ihre Blütezeit erreichte die Anfertigung von Automaten aber erst im achtzehnten Jahrhundert, in dem eine ganze Reihe von außerordentlich komplizirten Werken dieser Art geschaffen wurde. Die Reihe der berühmten Automaten-Verfertiger dieses Zeitalters eröffnet Jacques de Vaucanson (geb. am 21. Febr. 1709 in Grenoble, gest. zu Paris am 21. November 1782), der 1738 in der französischen Hauptstadt seinen Flötenbläser ausstellte, welcher zwölf verschiedene Stücke auf einer Querflöte blasen konnte. Nicht weniger Aufsehen erregte seine Figur eines provencalischen Schäfers, der eine kleine Hirtenflöte blies und dazu die Schellentrommel schlug, und seine Ente, welche schnatterte, mit den Flügeln schlug, Wasser trank, mit der dem Vogel eigentümlichen Gier das vorgeworfene Futter fraß und sogar scheinbar verdaute. Diese drei Meisterwerke Vaucansons gelangten nach seinem Tode in Besitz des bekannten Professors Beireis an der ehemaligen Helmstedter Universität und sind später verschollen.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich ferner zwei Schweizer aus dem im Jura gelegenen Uhrmacherdorfe La Chaux-de-Fonds, Vater und Sohn Le Droz, durch sehr geschickt gemachte Automaten hervorgethan. Des Vaters Pierre Jacques Le Droz (1721—1790) Hauptwerk war der „Schreiber", welcher wohl als das größte automatische Kunstwerk der Welt gelten darf. Sein Sohn Henri Louis Jacques Le Droz (1752—1791) erregte schon in seinem 15. Jahre durch seine kunstvollen mechanischen Arbeiten Aufmerksamkeit und ist als Erfinder der sogenannten Spieldosen bemerkenswert. 1772 kam er nach Paris und stellte dort den Schreiber seines Vaters, sowie einen von ihm selbst verfertigten Zeichner und eine automatische Klavierspielerin aus, nach deren Prüfung Vaucanson in großer Bewunderung zu ihm sagte: „Junger Mann, Sie fangen da an, wo ich aufgehört habe!" Die vorhin genannten drei berühmtesten Automaten der beiden Le Droz sind nach langer Verschollenheit in neuerer Zeit wieder aufgefunden und durch den jetzigen Besitzer, H. Martin aus Dresden, wieder in Gang gesetzt worden.

Fast noch mehr Aufsehen machte die 1769 konstruirte Schachmaschine des Mechanikers W. van Kempelen, in Form einer menschlichen Figur, die hinter einer Kommode mit dem daraufstehenden Schachbrett saß und mit großer Geschicklichkeit Schach spielte. Dieses Werk war jedoch gar kein wirklicher Automat, denn es wurde nicht durch einen inneren Mechanismus bewegt, sondern ein darin verborgener Mensch leitete die Bewegungen des Schachspielers. Dasselbe war später bei dem „Psycho" von Clark und Neville Maskelyne, dem „King-Fu" und ähnlichen Scherzen der Fall.

Höchst kunstvolle Werke dagegen waren die verschiedenen Automaten des Wadtländer Mechanikers François Maillardet, namentlich die Figur einer Dame, die mit völlig natürlicher Fingerbewegung achtzehn verschiedene Tanzstücke den Tasten eines Klaviers oder vielmehr einer Orgel entlockte. Staunenswerte Leistungen waren auch sein schreibender Knabe, sein Zauberer, der Fragen beantwortete und sein Gaukler, sowie unter den verschiedenen von ihm geschaffenen Tierfiguren besonders eine Schlange, die nach allen Richtungen im Zimmer umherkroch, ihren Mund öffnete und zischend die Zunge hervorstreckte, sich in die Höhe reckte und diese Bewegungen sieben Minuten lang fortsetzte. Johann Nepomuk Mälzel (oder Mälzl), der Hersteller des von Winkel erfundenen Metronoms und der Erfinder des Panharmonikons, eines mechanischen Orchesters, schuf 1808 in Wien einen Trompeter-Automaten und später noch einen Seiltänzer und andere automatische Kunstwerke.

Auch Gobert Houdin, der berühmte Taschenspieler, war zugleich ein außerordentlich erfindungsreicher Automatenfertiger. Eines dieser Kunstwerke stellte einen Pastetenbäcker dar, welcher auf Befehl aus einer Thüre trat und je nach dem Wunsche der Zuschauer verschiedene Erfrischungen auftrug, während man neben dem Laden kleinere Automaten als Bäckerburschen Teig auswalzen und Pasteten in den Ofen schieben sah. Schon Kempelen hatte auch einen sprechenden Androiden gefertigt, der einige Töne und Worte hervorbrachte; wesentlich vollkommener funktionirte die Faber'sche Sprechmaschine aus dem Jahre 1875, bei der durch einen künstlichen Kehlkopf aus Kautschuk die Stimmen erzeugt wurden.

In neuester Zeit hat eine andere Art von Automaten eine überaus rasche und ausgedehnte Verbreitung gefunden, als deren Erstling wir wohl die von dem Amerikaner George Brown aus Providence vor mehreren Jahren konstruirte automatische Wage anzusehen haben. Es gibt Automaten, die für das hineingesteckte Geldstück Chokoladentafeln, Zigaretten und Zigarren, Streichhölzer und Postmarken, Photographien von Tagesberühmtheiten, Seife, Nadeln, kleine Packetchen Thee und sogar — Hemden und Taschentücher spenden; der „Duftspender" benetzt nach Empfang der üblichen Münze aus einer in seinem oberen Teile angebrachten Oeffnung die vor ihm stehende Person mit einem feinen Sprühregen Parfüm, sobald auf das an seinem Fußende angebrachte Pedal getreten wird.

Natürlich sind sie auch bereits der Schaulust des Publikums dienstbar gemacht worden. Man hat automatische Panoramen, die ihr Programm fortwährend wechseln, und in Amerika ist neuerdings sogar ein automatisches Zaubertheater aufgetaucht, das nach erfolgtem Hineinwerfen der Münze eine Art magische oder Wunderaufführung von einem Akt zum besten gibt. Das zuschauende Publikum kann freilich immer nur aus einer einzigen Person bestehen; man erhält also für seinen Obulus eine „Separatvorstellung".

Schon hat man in Brooklyn und seit kurzem auch in Berlin Automaten, aus denen man alles zur Korrespondenz nötige erhält: Bleistifte, Briefkuverts, Postmarken und Postkarten. Da vor jedem dieser Automaten sich ein Schreibpult befindet, so kann ein vergeßlicher Briefschreiber leicht auf der

Straße zu jeder Zeit des Tages oder der Nacht das Versäumnis nachholen.

Noch nützlichere Automaten sind seitens der Verwaltung der englischen Südöstlichen Eisenbahn eingeführt worden. In den Wagen der Hauptzüge sind nämlich automatische Apparate in Form von elektrischen Lampen angebracht, die, sobald ein Penny in eine dazu bestimmte Ritze hineingeworfen worden ist, nach einem Druck auf einen Knopf ein elektrisches Licht von fünf Kerzenkraft für Zeitungslektüre u. s. w. erzeugen. Nach einer halben Stunde erlischt das Licht von selbst wieder, kann aber auch durch Drücken auf einen anderen Knopf eher ausgelöscht werden. Ebenso läßt es sich durch Hineinwerfen eines Penny immer wieder erneuern.

Die vorstehend angeführten Beispiele dürften wohl genügen, um unsern Lesern ein Bild von der Vielseitigkeit dieser modernen Automaten zu geben, die noch lange nicht erschöpft scheint; ganz gewiß stehen auch auf diesem Felde dem Erfindungsgeiste noch fruchtbare Gebiete offen, innerhalb deren das Selbstbethätigungsprinzip in sinnreicher und eigenartiger Weise zur Geltung gebracht werden kann.

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— **Der Eingang zum Hafen von Newyork.** (Siehe das Bild Seite 105.) In diesen Hafen, der einer der schönsten der Welt ist, gelangen die Schiffe durch den Long-Island-Sund und East-River, doch ist die Haupteinfahrt zwischen Long-Island und Staten-Island durch die Narrows, an deren Eingang auf beiden Seiten Forts mit wenig moderner Bewaffnung liegen. Aehnliche Festungswerke liegen im Innern des Hafens auf der Insel „Governor's Island". Unweit davon erhebt sich auf der Insel Liberty-Island die auf unserem Bilde links sichtbare Statue der Göttin der Freiheit, deren elektrisches Licht nachts die Meerstraßen weithin beleuchtet. Das Fundament der Kolossalstatue ist 16, der Sockel 28 und die aus Kupfer getriebene Bildsäule 46 Meter hoch. Ein Geschenk des französischen Volkes, wurde sie 1886 enthüllt. Die überseeischen Passagierlinien haben sämtlich ihren Endpunkt im Hudson, der auf der linken Seite unseres Bildes zu suchen ist, während die Sund- und Küstendampfer meist im East-River anlegen (auf unserem Bilde rechts). Zwischen East-River und Hudson liegt auf einer langgestreckten Halbinsel das eigentliche Newyork.

— **Das Abendmahl.** (Siehe das Bild Seite 108.) Ein wirkliches Universalgenie und zugleich der größte Maler vor Rafael war Leonardo da Vinci. Er war nicht allein Bildhauer und Maler, sondern auch ein großer Mathematiker und der geschickteste Mechaniker seiner Zeit. Er war nicht allein ein Baumeister ersten Ranges, sondern auch ein ausgezeichneter Dichter, welcher spielend die erhabensten Stoffe als Improvisator bewältigte. Aus den Manuskripten Leonardos ersehen wir, daß dieser große Geist mehrere der größten Probleme löste und Erfindungen machte oder doch den Weg zu denselben fand, die in späterer Zeit, von anderen enthüllt, die ganzen wissenschaftlichen Anschauungen früherer Zeiten umzugestalten bestimmt waren. So ist aus seinen Handschriften nachgewiesen, daß er in Hinsicht auf unser Sonnensystem dasselbe aussprach, was später ein Galilei, Kepler, Castelli und andere berühmt gewordene Astronomen lehrten. Man hat neben Columbus Leonardo den ruhmwürdigsten Mann seiner Zeit genannt.

Leonardo ward im Jahre 1452 in der Nähe von Florenz, zu Vinci, einem kleinen Städtchen, geboren und starb zu St. Cloud in Frankreich im Jahre 1519, wohin er dem Rufe des Königs Franz I. als Hofmaler gefolgt war.

Das Hauptwerk Leonardos ist das weltberühmt gewordene letzte Abendmahl des göttlichen Heilandes im Refektorium der Dominikaner zu St. Maria delle Grazie in Mailand, die sagra cena del Signore. Das Bild verewigt den erschütternden Moment, wo Jesus die Worte spricht: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch, Einer von euch wird Mich verraten." Kein anderer Maler hat in den Darstellungen des Herrn und seiner Jünger beim letzten Abendmahl eine gleiche Tiefe der Charakteristik, eine gleiche Kraft des Ausdrucks mit einer edlen, innigen Form so hinreißend schön zu verschmelzen gewußt, wie Leonardo da Vinci.

— **Die Kreuzabnahme.** (Siehe das Bild Seite 109.) Zu den berühmtesten Werken der religiösen Malerei der italienischen Blütezeit gehört die Kreuzabnahme des Meisters Danielo von Volterra, der eigentlich Ricciarelli hieß, 1509 geboren wurde und 1567 starb. Danielos Bild übt auf jeden Beschauer eine ergreifende Wirkung aus; der erschütternde schmerzliche Ausdruck der weiblichen Figuren und die stumme Pietät der männlichen Gestalten ist wahrhaft vollendet zu nennen. Das Ganze erinnert uns an die Stelle der heiligen Schrift, die vom Begräbnis des Gekreuzigten erzählt: Gegen Abend ging Josef von Arimathäa zu Pilatus und bat um den Leichnam Jesu. Josef war ein reicher, angesehener Ratsherr und gehörte im geheimen zu den Jüngern Jesu. Pilatus schenkte ihm den Leichnam. Zu Josef gesellte sich Nikodemus, derselbe, welcher einst während der Nacht zu Jesu gekommen war. Sie nahmen den Leichnam Jesu vom Kreuze ab, wickelten denselben in reine Leinwand und legten Spezereien hinein, wie es bei den Juden Gebrauch war beim Begraben.

— **Zweckmäßiger Rat.** „Was willst Du werden, mein Sohn?" „Ein Dichter." „Recht schön. Nur mach's wie Hans Sachs und lerne dabei die Schusterei, damit Du auch ein paar ganze Stiefel hast."

— **Pro et contra.** Ein Vater von hübschen Töchtern streitt mit deren Mutter, seiner teueren Ehehälfte, ob es auch gut sei, daß sie mit ihnen auf die Promenade gehe, oder ob es vielleicht nicht besser wäre, dieselben allein gehen zu lassen. Frau: „Es ist gut, daß ich mit ihnen gehe, wenigstens sieht die Welt, wie ich aussah, da ich noch jung war." Mann: „Aber es ist nicht gut, wenn die Welt sieht, wie Deine Töchter aussehen werden, wenn sie einmal alt sind."

Gemeinnütziges.

— **Influenza.** Die Hauptmittel bei der wiederum auftretenden Grippe-Epidemie sind, wie die „Leipz. Popul. Zeitsch. f. Homöop." in der letzten (März-)Nr. mitteilt, in milderen Fällen Pulsatilla 3. zweistündlich 5 Tropfen; in schwereren: Eucalyptus 2.; wenn erheblichere Kehlkopfkatarrhe mit Heiserkeit sich hinzugesellen, eins von diesen Mitteln mit Eupatorium perfoliatum 3. im Wechsel; bei der gastrischen Form der Grippe: Muriatis acidum 3. zweistündlich 5 Tropfen: wenn gelbliche Hautfärbung die Mitaffektion der Leber anzeigt: Bryonia 3.; wenn Lungenentzündung droht: Tartarus emeticus 3. mit Phosphorus 5 im Wechsel.

Zum Zeitvertreib.

Rösselsprung:

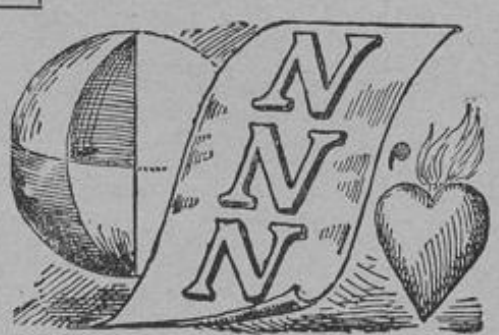
	die	mußt	du	grei	
de	recht	be	in	du	le
sches	du	fer	ben	willst	fen
ben	to	fen	stre	ne	willst
schwei	mi	mußt	dein	wie	du
	le	zum	hei	ben	

Anagramm:

Bauten
Dahn
Reimo
Nora
Hort
Robe
Eros

Aus jedem der nebenstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden (z. B. aus Banken Knaben). Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben von oben nach unten gelesen ein Kunstinstitut.

Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Druck und Verlag des Düsseldorfer Volksblattes, Gesellschaft m. b. H., herausgegeben und redigirt von Ludwig Weber, beide in Düsseldorf.